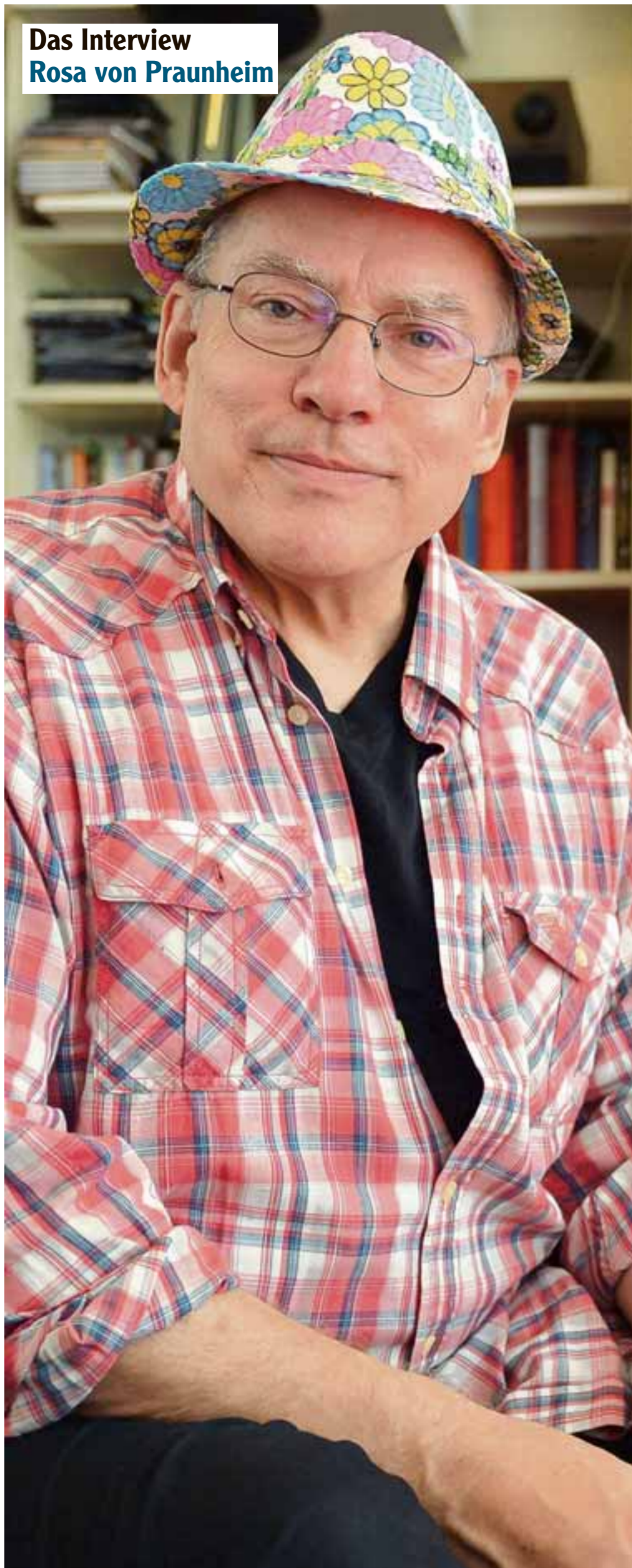


Das Interview Rosa von Praunheim



„Man muss sehr dagegenhalten“

Regisseur Rosa von Praunheim, Symbolfigur der Schwulenbewegung, über seinen neuen Film, Religion, Vorurteile und das Outing von Promis

Herr von Praunheim, in Ihrem neuen halbdokumentarischen Film „Härte“ geht es um sexuellen Missbrauch durch die eigene Mutter. Der Film basiert auf der wahren Geschichte des Karate-Champions Andreas Marquardt. Sie verwenden zum Teil die subjektive Kamera: Anstatt den jungen Andreas Marquardt zu zeigen, übernimmt der Zuschauer die Perspektive des Kindes. Wollten Sie den Zuschauer vor schrecklichen Bildern schützen?

von Praunheim: Wir wollten das Kind nicht beschädigen. Es wäre zwischen sechs und zwölf Jahren, deshalb haben wir uns für die subjektive Kamera entschieden.

Sie arbeiten mit statischen Hintergründen und wenig Requisite, halten Szenen in Schwarz-Weiß. Abstrahieren Sie dadurch nicht die Brutalität, um die es in „Härte“ geht?

von Praunheim: Ich glaube schon, dass die Brutalität im Kopf des Zuschauers stattfindet.

In kurzen Interviewsequenzen äußert sich auch Marquardt selbst. Er war acht Jahre im Gefängnis, schlug Frauen und arbeitete als Zuhälter. Gab es Situationen, in denen Sie Angst vor ihm hatten?

von Praunheim: Das Buch von Andreas Marquardt ist gemeinsam mit seinem Therapeuten entstanden. Als ich ihn kennenlernte, brauchte ich keine Angst mehr haben. Er war sehr dazu bereit, sich zu öffnen.

Marquardt kämpft gegen Kindesmissbrauch durch die Eltern, für sein Engagement lud ihn der Papst nach Rom ein und segnete Marquardt. Haben Sie sich mit der Kirche ausgesöhnt?

von Praunheim: Ich finde jede Art von Religiosität bekloppt. Es sind absolute Märchen. Jeder logisch denkende Mensch müsste doch eigentlich zu dem Schluss kommen, dass das Quatsch ist.

Trotzdem hielten Sie 2013 in der Berliner St. Marienkirche eine Predigt.

von Praunheim: Der Superintendent der evangelischen Kirche in Berlin hatte mich eingeladen, einen Vortrag zu halten, in einer Reihe von mehreren Laienpredigern. Das hat nichts mit deren Religiosität zu tun. Ich habe das gerne gemacht, weil der Superintendent selbst offen schwul ist. Bei der anschließenden Feier waren sechs offen schwule evangelische Pfarrer auf der Kanzel. Das war beeindruckend, dass da die evangelische Kirche so weit ist. Das fand ich schon toll, denn es gibt ja viele

Schwule und Lesben, für die die Kirche wichtig ist.

Im März wurde Ihnen das Bundesverdienstkreuz für Ihr „großes Engagement für die Sache der Lesben und Schwulen“ verliehen. Was bedeutet Ihnen die Auszeichnung?

von Praunheim: Mir persönlich nicht so viel wie der Gruppe von schwulen Männern, mit denen ich damals zusammen die Schwulenbewegung initiiert habe. Ich sah seit Anfang der 90er keine Chance mehr, selbst aktiv zu arbeiten. Das Engagement in der Aidskrise war die letzte große Sache.

Warum sind Sie nicht mehr so aktiv in der Schwulenbewegung?

von Praunheim: Ich habe mich damals mit dem Outing selbst schachtmatt gesetzt.

... Sie meinen Ihre Outings von Alfred Biolek und Hape Kerkeling ...

von Praunheim: Ja. Es gab eine Hasswelle von Schwulen und von Heteros, die mir verbieten wollten, weiter zu arbeiten.

Noch immer gibt es Bereiche, in denen sich Prominente mit einem Outing schwer tun, würden Sie heutzutage noch mal jemanden zwangsouten?

von Praunheim: Das weiß ich nicht. Gerade in der katholischen Kirche liegt einem das stark auf der Zunge, weil da so viel Scheiße gebaut wird, so viel Bigotterie da ist, so viel Homophobie. Wenn das von Leuten kommt, die selber schwul sind, dann platzt einem schon mal der Kragen.

Könnten Sie sich vorstellen, einen Profifußballer zu outen?

von Praunheim: Nein, ich denke, das sollen die selber machen. Sehr wahrscheinlich bedeutet das das Karriereende. Ich habe sehr viel Respekt für Thomas Hitzlsperger, der das gemacht hat.

Zuletzt wurde das Schwulsein in dem Kinofilm „Coming In“ mit Kostja Ullmann thematisiert. Ein Star-Friseur ist zu Beginn schwul und am Ende hetero. Hat Ihnen der Film gefallen?

von Praunheim: Nein, ich finde den schrecklich. Die haben versucht, sich für ein Heteropublikum anzubiedern. Außerdem spielen die

Schauspieler unglaublich schlecht. Es war kein Kinoerfolg.

In der Schwulenszene wurde der Film unter anderem als „homophobe Umprogrammierungsfantasie“ kritisiert. Können Sie diese Kritik und Entrüstung nachvollziehen?

von Praunheim: Nein, ich denke, wir sind inzwischen in den westlichen Ländern so weit, dass man sich das leisten kann. Alle Aspekte oder Fantasien um Homosexualität können frei ausgedrückt werden. Da gibt es keine Polizei, die das verbietet.

Ist Schwulsein mittlerweile normal und sich nicht dazu zu bekennen ein Tabu?

von Praunheim: Da müssten Sie mal in der Grundschule oder in einer Hauptschule fragen. Da werden Sie die Antworten kriegen, dass die meisten schwul sein eklig finden.

Ab welchem Alter sollten Pädagogen das Thema sexuelle Orientierung ansprechen?

von Praunheim: Es fängt im Kindergarten an. Kinder geben das wieder, was sie von ihren Eltern mitbekommen, ob das Rassismus ist oder Vorurteile gegen Homosexualität. „Schwule Sau“ fängt schon im frühen Alter an, ohne dass die Kinder wissen, was das ist. Solange man sehr viele Migranten aus Ländern hat, in denen Homophobie gang und gäbe ist – zum Beispiel aus islamischen Ländern oder auch aus Russland – muss man sehr dagegenhalten.



Seine Karriere

Der Regisseur Rosa von Praunheim, mit bürgerlichem Namen Holger Mischwitzky, wurde am 25. November 1942 in Riga geboren. Vor der Mittleren Reife verließ er die Schule in Frankfurt und studierte in Westberlin. Anfang der 90er stieß von Praunheim die Outingdebatte in Deutschland an, indem er Alfred Biolek und den Komiker Hape Kerkeling öffentlich als schwul bezeichnete. von Praunheim drehte rund 150 Filme. Fotos: Imago, dpa

Könnten Sie sich vorstellen, in der Richtung Aufklärungsarbeit zu leisten?

von Praunheim: Also, erst mal nicht. Ich habe das immer wieder in meinen Filmen thematisiert, in der Praxis muss das über Kindergärten, Lehrer und Schulbücher passieren.

Sie setzen sich sehr für das Thema sexuelle Gleichstellung ein und es ist jedem bekannt, dass Sie schwul sind. Darf ich Sie als Berufsschwulen bezeichnen oder ist das für Sie eine Beleidigung?

von Praunheim: Ich finde es nicht negativ, berufsschwul zu sein. Wenn sich jemand für Minderheiten einsetzt, ehrt das jeden Menschen – in welchem Bereich auch immer.

In vielen Seifenopern gibt es Outings, schwule Fernsehserien sind vor allem in Amerika und England erfolgreich. Stimmt es, dass Sie gerne eine queere Fernsehserie drehen würden?

von Praunheim: Wir arbeiten dran, ja. Aber das ist alles noch Zukunftsmusik.

Interview:

Susanne Gietl, Planet Interview

„Härte“ kommt am 23. April in die Kinos.

Der Erste Weltkrieg EIN ALBUM DER JAHRE 1914 BIS 1918

Erinnerungen einer Lindauer Krankenschwester (Teil 2)

Trägst Du auch noch so schwer an Deinem Lose, Stell' immer keck und stolz und mutig Dich! Der Menschheit imponiert die Fechterpose, Die Duldermiene wirkt bloß lächerlich!

Es ist der August 1915, als Emil W. R. aus Saarbrücken diese Zeilen „seiner lieben Pflegerin in Dankbarkeit“ in ihr Poesiealbum schreibt. Die Pflegerin ist Elsa Dreher, von der hier schon in der vergangenen Woche die Rede war. Als Freiwillige kümmert sie sich im Lindauer Reutin-Spital um die vielen verletzten Kriegsveteranen, die das große Schlachten an den vielen Fronten dieses Krieges überlebt haben.

Die ersten Einträge in Drehers Album sind vom März 1915, der letzte stammt vom Oktober 1917. Vermutlich hört die Pflegerin dann auf, in dem Spital zu arbeiten, weil sie heiratet. Doch die Einträge der Soldaten aus diesen wenigen Jahren zeigen die Männer in allen Gefühlslagen – auch wenn viele der Handschriften in Sütterlin sind und heute nur noch von wenigen Men-

schen zu entziffern. Da ist etwa ein Friedrich, Leutnant der Reserve im Infanterie Regiment 154. Von Mai bis Juni 1915 ist er in Lindau. Kommt er von der Westfront? Der sinnlos-blutigen Zweiten Flandernschlacht entkommen, die am 22. April einsetzt und bei der das deutsche Heer erstmals Giftgas einsetzt? Oder der Soldat Paul Riesner vom 7. Königs-Grenadier-Regiment aus Liegnitz in Schlesien. Er schreibt: „Nach dem wilden Kampfgetöse / Endlich hier ein Friedensort / Von meinen Wunden genesen / Aber leider muss ich morgen fort.“ Trotz aller Schrecken des Krieges bezeichnet sich so mancher noch als „stolzer Kriegsfreiwilliger“. Ein anderer schreibt nur „Deutschland, Deutschland über alles!“. Besonders zu Herzen geht aber der Eintrag eines Julius Steinhauer vom Oktober 1915. Er zeichnet einen Soldat mit Krücke, der endlich zurückkehrt zu seiner Familie. In ländlicher Idylle winken sich Veteran und Familie schon von weitem zu.

Louis Rixner, Matthias Zimmermann



Neulich schlecht geträumt

WAS NICHT WAHR SEIN KANN

Brotaufstrich Erwin

Bei der ersten Begegnung noch Verwunderung. „Jennifer“ – ist das eine neue hippe Getränkemarkte? Mit Werbesprüchen wie Jetzt Jennifer! oder Für den Jennifer-Moment in deinem Leben? Aber wieso steht dann auf der bis auf den Namen identischen Flasche im SB-Kühlschrank daneben nicht „Afri“ oder „Bluna“, sondern „Kathrin“? In beiden, Jennifer und Kathrin, das klärt sich dann schnell auf, ist das olle Coca-Cola Zero. Statt mit dem weltberühmten Schriftzug gibt es die Brause individualisiert in einer größeren Variation von Vornamen. 150 sollen es insgesamt sein. Und plötzlich fällt einem auch das Eis am Stiel wieder ein, das man vor Monaten aus der Truhe griff – und erst beim Aufreißen den Schriftzug auf der Verpackung sah. Michael. Hey, woher wissen die eigentlich meinen Namen? Gibt es auch Heinz-Rüdiger und Dietmar?

Ein Produkt wird mein Produkt: Mit dieser simplen Gleichung wollen immer mehr

Hersteller ihren Kunden schmeicheln. Die sollen am Verkaufsregal stehen wie einst der Ausflügler am Souvenirstand, wo er den Mitbringsel-Kaffeebecher mit den passenden Namen suchte. Massenware mit dem Kick der Individualisierung ist offenbar eine lohnende Marketingkampagne. Für Coca-Cola hat sich die Verjüngung der Flaschen in jeder Hinsicht gelohnt. Viele Verbraucher haben zugegriffen. Sammler sowieso.

Inzwischen ist auch der Brotaufstrich Nutella im personalisierten Glas erhältlich. Allerdings gibt es im Supermarkt nur die 30 gängigsten Vornamen im Schriftzug. Wer da nicht dabei ist, kann

„sein“ Etikett aber beim Hersteller ordern. Man möchte nicht wissen, in wie vielen Wohnungen es inzwischen aussieht wie in einem Museum. Auf Regalen die Produkte wie Trophäen und Pokale. Späte Genugtuung für Leute, die nicht Peter Stuyvesant oder Maria Cron heißen. (mls)